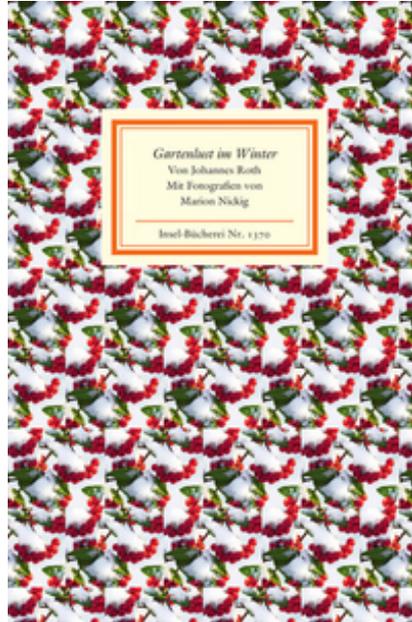


Insel Verlag

Leseprobe



Roth, Johannes
Gartenlust im Winter

Mit farbigen Fotografien von Marion Nickig

© Insel Verlag
Insel-Bücherei 1370
978-3-458-19370-8



Johannes Roth
Gartenlust im Winter

Mit farbigen Fotografien

von Marion Nickig

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1370

© Insel Verlag Berlin 2012

Gartenlust im Winter

Was macht der Gärtner im Winter

Der Winter ist des Gärtners schönste Zeit. Draußen knackt der Frost. Drinnen knackt es im Kamin. Es duftet auch. Ein Arm voll getrockneter Lavendelrispen ist dem Feuer übergeben worden. Und singt von einem Feuer anderer Art, das ihm ein Mädchen entzündet hat, so daß er nun glüht wie ein Vulkan: Ah, ch'io vengo un Mongibello. Während Cembalo, Gambe und Violine seinem brennenden Herzen den musikalischen Sauerstoff zuführen, schaut der mitfühlende Gärtner durch die Scheibe hinaus in die kalte Natur: Baum und Strauch stehen starr im Reif, aber Amseln streiten hitzig um Haferflocken, die gar nicht für sie gedacht sind, Meisen, Finken knacken Sonnenblumenkerne, Spatzen schwirren. Ein Dompfaff dazwischen. Ein Dompfaff? Plötzlich ist es am Gärtner, starr hinterm Fenster zu verharren, obwohl die Schöne, damigella tutta bella, dem Sänger gerade neue Gluten entfacht: Vom unteren Garten her nähert sich der Fasan samt seinen vier Damen zögernden Schritts dem überdachten Futterplatz.

Der Winter ist des Gärtners schönste Zeit. Wochenlang kann er sich aufs Zuschauen beschränken. Er ist zum Nichtstun verurteilt. Nicht einmal über den gefrorenen Rasen darf er laufen, das schadet den Gräsern. Er geht bloß zweimal die Woche über die Trittsteine am Bach entlang zum Kompostplatz, bringt die Küchenabfälle unter. Er gräbt sie ein, deckt mit Laub und Reisig ab, damit Kaffeefilter und Orangenschalen nicht von Elstern und anderen Rabenvögeln in der Nachbarschaft verteilt werden. Auf dem Rückweg zum Haus sieht er nach den Wühlmausfallen. Leer. Doch daneben ein frisch aufgeworfener Erdhaufen. Und noch einer. Nur nicht ärgern. Bald, wenn die Wolfsmilch wieder wächst und die Kaiserkrone blüht, bald geht es der Wühlmaus an den Pelz.

Der Winter ist des Gärtners schönste Zeit. Vergessen ist der grausame Sommer mit den Arbeitswochenenden, den Fünfzehn-Stunden-Tagen, an denen der Gartenbesitzer nach dem Säubern und Aufräumen der lehmverschmierten Gerätschaften gegen Mitternacht noch einmal steifbeinig hinaustappte ins frischgeschorene Rasengelände und den Sprenger nun nicht mehr versetzte, sondern abschaltete, hernach mit weichen Knien kaum noch den Weg aus der Dusche ins Bett gefunden hat.

Was ist der Winter für eine angenehme Zeit! Zeit der Ruhe, Zeit zum Bedenken. Das Rotkehlchen hilft mit. Es ist immer dabei. Erst schnickert es unsichtbar in fernerer Gehölzen. Dann kommt es näher, umkreist den Gartenbegeher. Äugt und wippt. Aus Neugier oder Sorge? Wer weiß es. Gewiß ist nur, sagt der Ornithologe, daß diese Rotbrust ein Männchen ist; die Weibchen und die Jungen fliehen vor dem Frost nach Süden. (Nein, sagt ein anderer. Falsch. Manche fliegen weg, manche bleiben, ob Männchen oder Weibchen.) Der dicke Gärtner und der kleine Vogel allein in der Winterstille. Der Vogel fliegt eilends hin und her. Auch der Gärtner ist voll geheimer Unruhe.

Anderntags steht er wieder am Fenster und schaut hinaus. Hinaus ins Offene, Durchsichtige, Aufgeräumte oder auf das vom Schnee gnädig Zugedeckte. Er schaut und ist zufrieden. Da und dort könnte es, genau besehen, besser sein. So manches muß anders werden. Der Pantoffelgärtner sieht Arbeit. Gleich fürs Frühjahr. Das freut ihn. Verdrießen könnten ihn die lästigen Amseln, weil sie noch unter dem Deckreisig hervor das schützende Laub auf den Rasen zerren. Sängen sie nicht bald wieder so hinreißend, morgens um fünf und abends um neun, man müßte sie alle erschießen, die Amseln. Knurrend zieht er die Schuhe an, weil er nicht länger zusehen kann, wie sie am Teich, der sich als ein Bach durch den Garten zieht, vergebens das Wasser suchend übers Gefrorene rutschen. Also den Pickel aus dem Keller



holen, Trinkplätze und Badestellen ins Eis stoßen. Es lohnt die Mühe. Bis zum Bauch stehen die ungeliebten Schwarzröcke dann am seichten Rand im Geröll, tauchend, flügelschlagend, spritzend. Eine Schar Stare fällt ein. Das ist erst ein Schauspiel! Stare, wenn sie baden, das sind Wasserwerfer, Spritzbrunnenaufdreher, Fontänenmeister. Ein Südfenster gehört freilich dazu, und ein Gegenlicht.

Der Winter ist des Gärtners schönste Zeit. Wann sonst sieht er so klar, wie stattlich der Bambus steht? Auch das Chinarohrgras, das zierliche, aber schon ebenso hohe. Im Sommer schießen die Halme ins Kraut, alles schießt da ins Kraut und verschwindet hinter seiner Lebenskraft. Jetzt haben die mannshohen, weich überhängenden Stengel von *Fargesia murielae* ein Drittel ihrer Blätter verloren, jetzt, vor dem schrägen Licht, beleben sie bizarr belaubt die grau und weiße Leere. Ganz anders, drei Meter hoch, aber nicht weniger schön, die trocken raschelnden Fahnen des großen Chinaschilfs, *Miscanthus japonicus*, am Wasserfaß. Pflanzenschönheit für ein Wintergedicht.

Der Gärtner ist kein Dichter, sondern Täter. Er setzt die Mütze auf, packt Handschuhe, Säge und Scheren, taucht den Pinsel in die Büchse mit dem Baumwundmittel, marschiert ins Freie, obwohl die schwache Sonne von blauweißen Wolkenwalzen weggeschoben wird, die einen wirbelnden, doch fast folgenlosen Schneeschauer von Nordwesten übers Haus werfen – er kann nicht länger warten. Ein Taschenbuch aus dem Ulmer-Verlag ist ihm in die Hand gekommen: »Der Winterschnitt von Obst- und Ziergehölzen«, von Günter Pardatscher. Gewiß, er besitzt dickere Bücher zum Thema, aber dieses hat er gelesen. Und Herr Pardatscher hat ihn auf Trab gebracht. Nicht nur der Hibiskus wartet aufs verjüngende Auslichten. Der ganze Garten wartet. Der Winter, gottlob, ist bald vorbei.

Wenn der Pfennigbaum blüht

Den Pfennigbaum haben wir in Mexiko kennengelernt. Dort steht er in der Halbwüste oder im wüsten Vorgarten oder auch, wie sommers bei uns, im großen Topf zu seiten der Terrasse. Die Urheimat, sagen die botanischen Bücher, seien die südafrikanischen Gebirge am Kap der Guten Hoffnung. Südafrika ist gewiß ein schönes Land. Doch halten wir uns lieber an Mexiko. Wegen seiner Götter. Seiner Töpferei. Seiner heißen Küche.

Das Stärkste, was Mexiko dem Gast zu bieten hat, ist die Margarita im Cocktailglas, ein Aperitif aus zwei Teilen Tequila, einem Teil Orangenlikör und einem Teil Zitronensaft. Gut für starke Sommerabende oder schwache Stunden am winterlichen Kamin. Eine vergleichsweise milde Verführung heißt Guacamole. Sie sollte zur Margarita gelöffelt werden: Eine reife Avocado mit der Gabel zerdrücken, mit Zitrone beträufeln, zwei kleine Knoblauchzehen, einen großen Löffel feingehackter Zwiebeln, einen kleinen Löffel noch feinerer Chilischote und das gewürfelte Fleisch einer Tomate mit Salz, einigem Pfeffer und mehreren Tropfen Tabasco daruntermischen, kurz kaltstellen: grün, sämig, sanft und dennoch scharf. Eine einfache, schnelle Sache, aber als Vorspeise so wirkungsvoll, daß der in der Küche dilettierende Gärtner nicht versäumen sollte, den Hausfrauen etwas vorzumachen. Es ist ein simples Kunststück für Hochstapler, also wie geschaffen für unsereinen. Mit dem Pfennigbaum ist es nicht anders. Man braucht nichts zu können, nichts zu wissen, muß kaum düngen, selten gießen. Man braucht auch keinen Garten. Nur einen tönernen Topf und etwas Geduld. Nach ein paar Jahren steht ein vielstämmiges Gewächs da, breit, fett, sichtlich in sich ruhend, so daß es einem am Ende selber Eindruck macht. Und es blüht auch noch gerade in der Zeit, in der fast alles Lebendige erstirbt.

Der Pfennigbaum ist ein Dickblattgewächs mit sukkulentem Stamm, eine von dreihundert Arten der *Crassula*, nämlich *Crassula ovata* (in älteren Büchern heißt sie *portulacea*, manchmal auch fälschlich *obliqua*). In den Bergen des Kaplandes wächst dieser rundum rundliche Baum stark verzweigt zu drei Metern Höhe heran. Der unsere ist noch nicht ganz anderthalb Meter hoch. Er ist allerdings erst elf, zwölf oder dreizehn Jahre alt. Sein Alter ist so genau nicht bestimmbar, weil die junge Pflanze als Geschenk von einem Kollegen ins Haus gebracht wurde, damals gerade eine Handspanne hoch, ein Stämmchen mit Blättern, die mit Hilfe der zehn Finger hätten gezählt werden können.

Diese zwergige *Crassula* kam aus einer dunklen Stadtwohnung als Ableger einer nicht viel größeren Mutterpflanze. Denn nichts ist leichter als das Vermehren von Pfennigbäumen: Ein abgebrochenes oder abgestoßenes Zweigstück wurzelt auf halbwegs lockerer Erde sofort an. Anfangs darf für Feuchtigkeit gesorgt werden; das gibt Tempo, das gibt Zuwachs, das gibt großohrige grüne Blätter. Je älter die Pflanze wird, desto weniger schätzt sie das Wasser. Sie mag trockene Hitze. Regnet es ihr im Sommer zu oft auf den Kopf und in den Topf, gilben die älteren Blätter, schrumpeln und fallen schließlich als silbriges Gebrösel ab. Dasselbe Bild, wenn im Winter aus falscher Fürsorge zu oft gegossen wird. Man kann den Pfennigbaum kaum zuwenig gießen. Er will nur manchmal mit der Wäschespritze eingenebelt werden. Steht er angemessen trockenen Fußes im Topf, röten sich die ovalen Blätter am oberen Rand; das ist ein Zeichen, daß es ihm gut geht. Sichtlich wohl fühlt sich der Pfennigbaum nach warmen Sommern. Dann blüht diese *Crassula* im Dezember mit kleinen weißen Fünfsternchen, die sie sich zu Hunderten wie einen Schleier über die stämmige Figur wirft. Die *Crassula*, das Dickblatt, der Pfennigbaum – dieses Wesen wechselnden Geschlechts zeigt menschliche Züge. Je besser es ihm geht, desto dicker wird der Kerl. Er wird im-



mer gewichtiger. Allmählich wird er untragbar. Nur noch schieben läßt er sich im immer größeren Topf. Solange er durch die Terrassentür ins Freie gezogen und vor der ersten kalten Nacht wieder ins Haus bugsiert werden kann, ist alles gut. Aber im nächsten Jahr wird er sich nicht mehr durch die Türfüllung zwängen lassen. Was dann? Im Sommer will er den wärmsten Platz auf der Terrasse, im Winter den hellsten Ort nah am Fenster. Er mag kühl stehen, doch die Nähe der Heizung stört ihn auch nicht, nur will er dann doch einmal in der Woche gegossen und jeden zweiten Tag besprüht werden. Die Feuchtigkeit aus der Luft tut der Pflanze gut, die in ihrer regenarmen Heimat auch über lange Perioden nur mit nebelartigen Niederschlägen lebt. Und sie hält die Schildläuse ab, die sich in zu trockner Wohnungsluft auch auf dem Pfennigbaum ausbreiten. Sind die unerfreulichen Gäste aber da, tropft es klebrig von Blatt zu Blatt, spritzen wir nicht mit schwerem Gift wie früher, sondern mit Kontralineum, das auch gegen Läuse, Milben und Weiße Fliege an Rosen und Rhododendren hilft.

Ob wir den Pfennigbaum als männliches Wesen schätzen oder als vielarmige *Crassula* lieben, in jedem Fall sollten wir der Anspruchslosigkeit der Pflanze mit einem bescheidenen Maß an Zuwendung begegnen. Mit der Liebe zu den Pflanzen ist es wie mit der Liebe bei den Menschen: Gerade diejenigen, die den Eindruck erwecken, sie kämen ganz allein zurecht, wollen doch gestreichelt werden, wenigstens mit Blicken, wenn nicht mit Worten. Was Ahnungslose oft den grünen Daumen nennen, den jemand habe, ist in Wahrheit ein aufmerksames Auge. Mit der faulen Floskel »Wie geht es Ihnen?« ist nichts gewonnen. Es muß heißen: »Wie fühlst du dich? Was kann ich für dich tun?« Und, noch wichtiger: »Du gefällst mir. Ich bin stolz auf dich!« Das ist die Sprache, die Pflanzen verstehen.

Tochter des Walds: Schwarze Nieswurz

Die Experimentierstunden im Physikunterricht waren damals zweimal spannend. Erst beobachteten die Schüler begierig, an welcher Tücke des Objekts der Demonstrationsversuch diesmal scheitern werde. Sodann war der vom Ungeschick geschlagene Lehrer begierig herauszufinden, wer in seine Erklärung des Unerklärlichen hinein aus den oberen Bankreihen das Niespulver geblasen hatte. Auch in dieser Hinsicht war er nicht sehr erfolgreich. Er trug den Spitznamen Igel; wegen seiner Frisur und seiner ebenso stachelköpfigen fünf Kinder. Ob der Pädagoge wenigstens mit denen fertig wurde? Und wie er die wohl zuwege gebracht hatte? Fragen, die das Interesse an Magnetismus und Selbstinduktion durchaus überwogen. Heute wüßten wir gern, ob das etwa pulverisierte Nieswurz war, was der Schreibwarenhändler im graubraunen Tütchen für drei Groschen verkaufte.

Die Schwarze Nieswurz, die jetzt unschuldsvoll im Garten blüht, weiß, mit einem Stich ins Grüne, oder vor Wochen schon geblüht hat oder auch erst im April blühen wird, vielleicht aber gar nicht, weil sie sich mit dem neuen Platz unterm Hartriegel noch nicht abgefunden hat oder weil ihr der vergangene Sommer zu heiß war – sie ist ein seltsames Geschöpf.

Am 29. Oktober 1841 berichtet Mörike dem Freund Hartlaub von der Begegnung mit einer fremden Blume auf dem Friedhof in Neuenstadt. Dem übernächsten Brief, vier Wochen später, legt er ein Gedicht bei: Auf eine Christblume. Es hebt so an: »Tochter des Walds, du Lilienverwandte,/ So lang von mir gesuchte, unbekannte«. In sieben Strophen entfaltet sich dann eine sehr Mörikesche Hymne, in der fromm das Reh, der mitternachts tanzende Elf und die benedete Gottesmutter nebeneinander himmlische Keuschheit beäugen und

bezeugen. Doch hat sich der Dichter offenbar bei den Botanikern kundig gemacht. Denn sie ist eine Waldpflanze, seine Christblume, unsere Christrose, Schneerose, Schwarze Nieswurz, *Helleborus niger*. Mit ihrem fingerförmig gelappten Laub gehört sie in die Familie der Hahnenfußgewächse. Den Lilien ist sie nicht verwandt, jedenfalls nicht botanisch, nicht in heutigen Büchern. Verwandtschaft besteht aber zu den Seerosen; die wurzeln im Sumpf.

Um die Wurzeln seiner Christblume hat sich Mörrike nicht gekümmert. Sie stammen aus Teufels Küche. Er schaute auf die Blüte: »Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne.« Wahrscheinlich hatte er den kleinen *Helleborus niger Praecox* vor Augen, die frühblühende Sorte, die oft nicht einmal den November abwarten mag. Aber auch *Helleborus niger macranthus Altifolius* entfaltet sich, groß und eindrucksvoll, noch im alten Jahr. Andere Sorten müssen im Gewächshaus vorgetrieben werden, damit sie im Dezember blühend über den Ladentisch gehen und als Topfpflanze dem Alpenveilchen für einige Wochen Konkurrenz machen können.

Denn diese Winter-Blume verträgt extreme Kälte, aber auch das geheizte Zimmer. Wer ihr wohlwill, stellt sie freilich über Nacht an einen kühlen Ort. Im späten Frühjahr läßt sich die abgeblühte Pflanze ins Freie setzen. Dreierlei ist dabei zu beachten. Die Nieswurz liebt den Kalk. Deswegen wird das Pflanzloch ordentlich mit Kalkschotter unterfüttert. Darüber mag sie es humos: leichten Lehm mit Lauberde und reifem Kompost. Auch dort, wo sie wild wächst, im Berchtesgadener Land zum Beispiel, steht sie auf nahrhaften Verwitterungsböden über dem Kalkgestein. Die Nieswurz liebt den lichten Schatten, zumindest während der sommerlichen Ruhezeit, die gern trocken sein darf. Sie hat ihren Platz am Gehölzrand unter Sträuchern und Bäumen. Und viertens: Die Nieswurz ist weiblich, also treu, also empfindlich gegenüber Verpflanzungen; es kann zwei Jahre dauern, bis sie sich mit einem neuen Standort abgefunden hat. Im ersten Sommer hängt



das Laub erschreckend welk. Sie trauert. Gießen hilft da nicht, nur Geduld.

Plötzlich, mitten im kalten Winter, erblüht sie doch, errötet mehr oder weniger und wird allmählich grün. Anders die Grüne Nieswurz, *Helleborus viridis*. Die bekennt sich von vornherein zu ihrem Namen. Sie ist selten geworden, auch in süddeutschen Bauerngärten wird sie nicht mehr gebraucht. »Bei Viehseuchen wie Milzbrand durchbohrte man den kranken Schweinen das Ohr und steckte die Nieswurz durch.« Derlei gehört heute ins Lexikon des Aberglaubens. Was andere, seriöseren Sparten der Heilkunde gewidmete Werke von der Nieswurz berichten, ist verwirrend genug. Griechische Philosophen sollen sie gegessen haben, um sich die Geisteskraft zu erhalten. Die Römer sagten von einem Dummkopf: Er hat die Nieswurz nötig. Doch wenig mehr als ein Gramm von der gepulverten Wurzel kann zum Tode führen. War wirklich Nieswurz im Niespulver? Wurzeln und Blätter enthalten das Herzgift Hellebrin und das Reizgift Helleborin. Nieswurz-Tinkturen sollen gut sein gegen Krämpfe und Psychosen, auch gegen Ausschlag und Kopfschmerz.

Plinius der Ältere, der Admiral und Naturforscher, der im Jahr 79 beim Ausbruch des Vesuvs ums Leben kam, empfahl die dunkle Wurzel als Abführmittel und als Gegengift gegen den Wahnsinn. Sollte man die friedliebenden Rüstungspolitiker mit Christrosen füttern? Paracelsus, der seinerzeit die Nieswurz von neuem entdeckte, schrieb überschwenglich: »Wolt got das der beste doctor aller teutschen hochschulen diese wurz und kraut gebrauchen könnnt ..., so het er kunst genug.« Das mag für Ärzte gelten, die Bio-Gärtner und Selbstversorger werden in den Heilpflanzenbüchern gewarnt: »Im Hause sollte die Schwarze Nieswurz wegen ihrer Giftigkeit nicht benutzt werden.«

So lasse man die Schwarze Nieswurz im Garten, grabe nicht, hake nicht, damit sie sich über die Jahre hin ungestört ausbreiten kann.

Im Sommer deckt ihr immergrünes Laub den Boden, im Winter halten wir uns wie Mörike an die wundervolle Blüte.

An die Birkenfeige verloren

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.« Das galt nicht nur für den Apostel Paulus, das gilt auch für den Gärtner, der seinen Gewächsen das Blühen predigt. Gäbe er, der Pflanzenpfleger, nicht einen Schuß Liebe drein, kaum merklich als Spurenelement, die Mühe könnte vergebens gewesen sein. Die Azalee oder das Alpenveilchen, die Gardenie oder der Granatapfel, wie wohl ordnungsgemäß gedüngt, belichtet und temperiert, sie wollten ihm vielleicht übers Jahr die Blüten nicht mehr öffnen.

Paulus rechnet es im ersten Brief an die Korinther vor, wie dieses Vitamin beschaffen ist, dieser Nährstoff für alles Lebendige: »Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellet sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern ... sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles.« Ja, hoffen, das muß sie. Und schließlich: »Sie duldet alles.«

Sie duldet alles? Nein, ruft der Zimmergärtner. Nein! Was wäre das für eine Liebe, die nicht Grenzen zieht? Im Freien mag manches hingehen, nicht in der Wohnung. Fürs Haus gilt als erstes Gebot: Lasse dich nicht unterjochen! Leidenschaft ist gut, doch sie will gezügelt sein.

Garten heißt warten. Aber im Haus wachsen sich rasch Katastrophen aus. Unversehens kommt der Duldsamste in die Lage, sich wehren zu müssen. Gestern hat die geliebte Birkenfeige noch schüchtern

in der Ecke gestanden, heute greift sie schon breit über den Tisch und meint, sie solle beim Bœuf à la bourguignonne neben dem Lorbeerblatt im Topf gleich mit einem ganzen Zweig von der Seite her mitmischen. Was ist das für eine Pflanze, die Birkenfeige? Erst schlank und zart, alsbald raumgreifend herrschsüchtig; kaum Mädchen, schon Matrone.

Die Birkenfeige ist ein Gummibaum. Nein, nicht jener steiflederne, der neben dem Fernsehgerät steht, sondern der kleinblättrige, botanisch *Ficus benjamina*. *Ficus*, weil dieser Baum zur achthundert Mitglieder zählenden Familie der Feigen gehört, obwohl sich kein Feigenblatt an ihm findet. Man muß die Birkenfeige nicht beschreiben, sie steht in fast allen Schalterhallen und eben auch in vielen grünbedürftigen Wohnungen, so die noch einige Kubikmeter Raum haben neben dem Eßplatz oder dem Schreibtisch.

Die gängigen Bücher über Zimmerpflanzen enthalten allemal das Nötigste zum Gummibaum. Übersichtlich und ausführlich informiert das nicht oft genug zu rühmende Werk von Karlheinz Rücker, »Die Pflanzen im Haus« (Ulmer-Verlag). Rücker stellt so viele Arten und Sorten für die Zimmerkultur vor, daß unsere jahrzehntelange Treue zur *benjamina* irritiert werden könnte. Da sind *macrophylla* und *microcarpa*, *deltoida* und *triangularis*, *aspera* und *rubiginosa*, *pumila* und *sagittata*, eine schöner als die andere; die allerschönsten, die buntlaubigen, überlassen wir den Fenstern mit den Wolkenvorhängen, aber die schmalblättrige *cyathistipula* oder die elefantenohrige *lyrata* möchten wir gelegentlich von nahem besehen – bevor wir doch bei der feingliedrigen Birkenfeige bleiben. Auch sie ist mit den Früchten der Liebe begabt, keuschen Miniaturen der saftigen Samensäcke jenes Feigenbaumes, *Ficus carica*, den wir nicht im Zimmer halten können, noch weniger im Garten, weil er den mitteleuropäischen Winter nur in geschützten Lagen am Oberrhein übersteht.

In den überwärmten Wohnungen haben die Gummibäume die